

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Schmidt, Maximilian: Der Regimentskadett

urn:nbn:de:bsz:31-62031

warum hast du so böß sterben müssen, ohne Bereitung und Trost? Ach, du liebste, liebste Seel', werd' doch nur ein einzigmal wieder lebendig!" —

Der Jobbi war tot. Am Dienstag abend fand die Beerdigung statt. Aber selten hat wohl eine solch tiefe, schmerzliche Trauer alle Herzen erfüllt, wie in jenen Tagen. Der Pfarrer, ein junger und beredter Mann, schämte sich so wenig der Thränen als das älteste Weiblein. Die verlassene Braut aber stand wieder fest da, zwar tief erschüttert, aber in starker Ergebung in Gottes Willen sich emporrichtend. Es klang ihr wie Gottes Stimme, als der Pfarrer am Ende seiner Rede mit lauter Stimme über die Gräber dahinjief: „Si du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen; ich will dich über viel segnen; gehe ein zu deines Herrn Freude.“ Ja, treu war er gewesen, treu wollte seine arme Braut auch sein; sie wollte sorgen für die armen Brüder so gut als ob sie Jobbis Weib geworden wäre. Dieser Entschluß reifte ihr am Grabe des geliebten Toten.

Am andern Morgen, in dämmernder Frühe, stiegen die sechs Brüder schweigend den Grafenberg hinan, der Heimat zu. Als sie am Kirchhof vorbeikamen, schauten sie weg, denn keiner wollte vor dem andern weich gelten. Aber einer um den andern drehte sich um, scheinbar um Atem zu schöpfen, in Wahrheit aber, um dem armen toten Bruder einen langen, innigen Abschiedsgruß zuzuwinken. Oben, wo der Wald beginnt, kamen sie wieder alle zusammen, schluchzend wie Kinder. Eben ging die Sonne hinter dem Grafenwald auf. Kühl war die Luft, feucht das Gras. Mit langen Schritten stiegen die Brüder in den grünen Wald hinein, der Sonne und der Heimat entgegen. —

Es dauerte nur einige Tage, so spannte der Rentmeister von Grafenried seinen jungen Schimmel ein, lud allerlei Hausrat auf den Wagen und klatzte mit der Peitsche. Da trat aus dem Hause, mit einem Paß unter dem Arm, die treue Yene. Schluchzend stieg sie auf den Wagen, schluchzend standen Frau und Kinder auf der Staffel. Dann warf die Yene noch einen unsagbar traurigen Blick auf die feuchte, mit weißem Sand bestreute Stelle unter dem Holzschopf, und der Wagen fuhr zum Thor hinaus. Wohin? Nach Holzhausen, wo die sechs Brüder wohnten. Dort lud die Yene rüstig ihre Habeligkeiten ab, bezog die Stube, welche früher die Mutter bewohnt hatte, und führte den Schwaben die Haushaltung. Sie ehrten die Yene als die Braut ihres Bruders, ja wie sie einst die Mutter geehrt hatten, und lebten noch manches Jahr glücklich und zufrieden. Alljährlich zog die Yene mit ihnen zur Deuernte nach Grafenried, der alten Herrschaft ein lieber Gast. Freilich ist einer nach dem andern von den sieben Schwaben ausgeblieben; die Yene hat ihnen allen das Sterbehemd genäht und den Rosmarin auf das Grab gepflanzt. Zuletzt lebte nur noch der hinkende König Herodes, mit welchem die Yene manche Not hatte, da er sich in seinen ältern Tagen doch noch auf den Trunk legte. Nachdem auch dieser ins Grab gelegt war, ging die Yene mit ihren Ersparnissen und dem ziemlich großen Vermächtnis des Herodes nach Grafenried ins Haus des Rentmeisters zurück. Als sie starb, war zwar der junge Pfarrer auch alt und grau geworden, aber er erinnerte sich doch noch an den Jobbi, an dessen kurze Liebe und jähen Tod, und nahm zum Reichentext für die treue Braut 1. Kor. 13. 8: „Die Liebe hört nimmer auf.“

Der Regimentskadett.

Humoreske von Maximilian Schmidt.

Ist nichts so schön und nichts so nett,
Als ein Regimentskadett,
Und sein Silhouett — Silhouett
hängt über sein Bettstatt' weg.



sen das Vorrecht, bei ihrem Zugange diese bevorzugte Stellung einzunehmen. Sie mußten von Unteroffizieren und Soldaten mit „Derr“ angesprochen werden, waren von den sogenannten „Natiqnen“ frei und durften Uniformen aus „seinem Tuche“ tragen. So ein schmuder Regimentskadett in flatter Uniform, mit mädchenhafter Taille, natürlich engem Beinkleid und sein lackierter weißer Kuppel um die Schulter, vielleicht auch mit grüneisernen Schützenschnüren geschmückt, an denen ein silbernes Pfeisden hing, zog schon an und für sich die Augen aller auf sich, und entsprach seinem gefälligen Anzuge und seiner schönen Figur auch noch sein sonstiges Ausere, so durfte er gewiß sein, daß sich viele schöne Augen wohlgefällig und mit freundlichem Blicke nach ihm wandten.

Das wußte auch der Regimentskadett und Korporal Alfred von Stock, der hochgewachsen, von adeligen Manieren und ein schöner junger Mann mit einem spitzen dunklen Schnurrbärtchen und dunklen Augen war. Wenn er so in den Straßen herumschlenderte, das Haubajonett, welches auf den Schützenstutzen gepflanzt wurde, im linken Arme tragend, mit der schweißbelederten Rechten nach rechts und links salutierend, mochte sich mancher Vorübergehende denken: „Ein hübscher Mann! Gerade wie einst sein Vater, der Major!“ Major von Stock lebte in Pension, ein kleines Häuschen mit Garten vor dem Thore der Stadt war sein Eigentum. Er war einst ein feicher Kavallerieoffizier gewesen, hatte die griechische Expedition mitgemacht und sich bei den Kämpfen in der Maina so tapfer geschlagen, daß er mit dem griechischen Erlöserorden decoriert wurde.

Dieser letztere brachte ihm, nachdem er glücklich in die Heimat zurückgekehrt war, das Avancement zum Major. Doch mußte er infolge eines Sturzes vom Pferde, der ihm einen steifen Arm eintrug, den Dienst quittieren.

Es war hart für den noch rüstigen Mann, zur Ruhe verdammt zu sein, und um sich einigermaßen die Zeit zu vertreiben, kaufte er sich das Häuschen und verrichtete Tagelöhnerdienste in seinem Garten, den er selbst bearbeitete. Dabei trug er stets die Abzeichen des

Hat das wei-
erlei Tuch ohne-
dies schon eine
unbestrittene An-
ziehungskraft auf
das weibliche Ge-
schlecht, so waren
vor der Armees-
organisation die
Regimentskade-
ten fast überall
Nahn im Korbe.
Jetzt giebt es keine
solchen mehr. Nur
die Söhne des
Adels, der Offi-
ziere und der im
Kollegiatats-
range lebenden
Beamten genos-
sen das Vorrecht,
bei ihrem Zugange
zum Militär die
diese bevorzugte
Stellung einzuneh-
men. Sie mußten
von Unteroffizier-
en und Soldaten
mit „Derr“ ange-
sprochen werden,
waren von den so-
genannten „Nati-
qnen“ frei und
durften Uniformen
aus „seinem Tuche“
tragen. So ein
schmuder Regimen-
tskadett in flatter
Uniform, mit
mädchenhafter
Taille, natürlich
engem Beinkleid
und sein lackierter
weißer Kuppel um
die Schulter, mög-
licherweise auch
mit grüneisernen
Schützenschnüren
geschmückt, an
denen ein silbernes
Pfeisden hing,
zog schon an und
für sich die Augen
aller auf sich,
und entsprach
seinem gefälligen
Anzuge und seiner
schönen Figur
auch noch sein
sonstiges Ausere,
so durfte er gewiß
sein, daß sich viele
schöne Augen
wohlgefällig und
mit freundlichem
Blicke nach ihm
wandten.

der die Expedi-
tion er auf das
wichtig
aus
und eines Gen-
erale Hauptstabs
er gehörte das Be-
den Regim-
entstellung
den Hauptmann
kommen, ein
sich nicht, sein
nach der Hauptma-
schen Gehalt. Es
war, daß sich bei
mäßig bemerkbar
waren, die von d-
genen Bärentschwe-
war.
Hauptmann Dirckl
eine weiblichen Frau
die Söhne des
Adels, der Offi-
ziere und der im
Kollegiatats-
range lebenden
Beamten genos-
sen das Vorrecht,
bei ihrem Zugange
zum Militär die
diese bevorzugte
Stellung einzuneh-
men. Sie mußten
von Unteroffizier-
en und Soldaten
mit „Derr“ ange-
sprochen werden,
waren von den so-
genannten „Nati-
qnen“ frei und
durften Uniformen
aus „seinem Tuche“
tragen. So ein
schmuder Regimen-
tskadett in flatter
Uniform, mit
mädchenhafter
Taille, natürlich
engem Beinkleid
und sein lackierter
weißer Kuppel um
die Schulter, mög-
licherweise auch
mit grüneisernen
Schützenschnüren
geschmückt, an
denen ein silbernes
Pfeisden hing,
zog schon an und
für sich die Augen
aller auf sich,
und entsprach
seinem gefälligen
Anzuge und seiner
schönen Figur
auch noch sein
sonstiges Ausere,
so durfte er gewiß
sein, daß sich viele
schöne Augen
wohlgefällig und
mit freundlichem
Blicke nach ihm
wandten.

Staabsoffiziers, die Sporenstiefel, die er wohlgefällig flicken hörte, wenn er auf das Grabsteint trat, mit dem er die Gartenbeete umstach.

Seine Familie bestand aus Frau und Sohn, der etwas Latein- und etwas Gewerbschule besuchte, aber außer einer schönen Handschrift wenig sein eigen nennen konnte. Doch genügte das Wenige, was er wußte, er wurde mit 18 Jahren Regimentskadett, und er hatte damit eine gewisse Stellung in der Welt und in der Armee.

Der biedere Hauptmann Joseph Dirschl ward sein Kompagniekommandant, ein gutmütiger alter Herr, der sich zufrieden fühlte, seine „Pfarrrei“ erreicht zu haben, nämlich den Hauptmann I. Klasse mit 1200 Gulden jährlichem Gehalt. Er hatte ein echtes Hauptmannsbäuchlein, das sich bei der damaligen Fraduniform sehr auffällig bemerkbar machte. Dabei war er von kleiner Statur, die von dem großen, hohen Helm mit dem mächtigen Bärenschweif fast erdrückt wurde.

Dieser Hauptmann Dirschl erfreute sich einer hübschen Frau und eines reizenden Töchterchens mit Namen Laura. Seine Wohnung lag in der Nachbarschaft des Stockischen Hauses, ebenfalls in einem kleinen Familienhause, aus welchem die Skaution seiner Frau bestand. Gleich dem Major hatte er sein Gärtchen am Hause, in welchem er nach pflichtgetreuer Dienstleistung als Gärtnermeister und Gejelle sich bewährte, welche Stellungen er in sich vereinte, wenn er in weissem Sommerrod und großem Strohhute in seinem Garten hantierte. Er konnte über die Gartenplante zum Major hinübersprechen, wann er sich auf einen Schemel stellte. Täglich wurde da im Gespräch der Barometerstand verglichen, über die Salat- und Kohlrabi- und dann schließlich um das gegenseitige Wohlbefindender Familien Nachfrage gehalten.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß bei diesen freundnachbarlichen Verhältnissen der Väter auch die Frauen und folgerichtig auch die Kinder sich gegenseitig angezogen fühlten. Diese Anziehung führte bei den Müttern zur Freundschaft, bei den Kindern aber, von denen das eine ein Regimentskadett, das andere ein hübsches, heiteres siebenzehnjähriges Mädchen war, zu einem viel innigeren Verhältnisse.

So über die Bretterwand hinüber oder auch durch eine Spalte derselben zu grüßen und zu lispeln, und Briefchen auszutauschen, das machte den jungen Leuten ein unaussprechliches Vergnügen, es bildete ihr süßes Geheimnis. Aber Lauras Papa kam alsbald dahinter und fand es für gut, mit Daum und Zeigefinger, wie er sich gerne sprichwörtlich ausdrückte, die noch zu bewältigende Flamme auszulöschen. Er machte ein Kreuz bei der Erinnerung an die Jugend des nachbarlichen Majors — und der Apfel, so dachte er, fällt nicht weit vom Stamm.

Er konnte in dienstlicher Beziehung nicht über Alfred

von Stock klagen. Er hatte seit zehn Jahren keine Strafe, war seit langem zum Offizier vorgeschlagen und mußte beim nächsten Armeebefehl endlich an die Reihe kommen. Alfred war in Gesellschaft sehr beliebt, hatte sich auf Seite des schönen Geschlechts manchen Sieges selbst über Offiziere zu erfreuen, aber er wußte sich stets wieder zeitig zurückziehen unter dem Deckmantel seiner noch bescheidenen Stellung.

Aber von Laura zog er sich nicht mehr zurück — höchstens wenn er die Stimme ihres Vaters hörte. Dann sausten die Liebenden auseinander, als wäre eine Ratter zwischen sie gefahren.

Des Hauptmanns Verdacht gewann jedoch trotzdem immer greifbarere Form. Eines Tages visitierte er das Kompagniezimmer, in welchem der eben anderwärts beschäftigte Regimentskadett kommandierte. Er durchsuchte dabei die Betten, ließ die Bettpolster aufheben, ob sich unter denselben nichts verräumt fände,

da er strenge darauf hielt, daß von der Mannschaft alle Gegenstände nur in dem Koffer unter der Bettlade aufzubewahren seien.

Bei dieser Untersuchung, die er auch auf des Kadetten Bett ausdehnte, fand er ein zierliches Heft, in welchem von Alfreds Hand mehrere Gedichte geschrieben standen. Er setzte seine Brille auf und las mit Entsetzen die Uberschrift: „Die Entzückung an Laura!“

Hocherregt blätterte er. Das zweite Gedicht trug die Uberschrift: „An Laura!“

Ewig starr an deinem Mund zu hangen,

Wer enthüllt mir dieses Glutverlangen?

Wer die Wollust, deinen Hauch zu trinken,

In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,

Sterbend zu versinken? —

Weiter konnte der alte Hauptmann vor Entrüstung nicht mehr lesen.

„Eine solche Impertinenz ist mir noch nie vorgekommen!“ rief er, hochrot vor Zorn. „Nun, warte, ich will dem Herrn Kadetten derartige Gedanken vertreiben!“

Ein drittes Gedicht war überschrieben: „Laura am Klavier!“ und begann mit den Worten:

Wenn dein Finger durch die Saiten meistert,

Laura igt zur Statue entgeistert,

Izt entkörperst sich' ich da.

Du gebietest über Tod und Leben,

Mächtig, wie von tausend Nervengeweben

Seelen fordert Philadelphia.

„Der Mensch ist verrückt!“ sagte der Hauptmann zu sich. „Mir thun die Ohren weh, wenn mein Nädel auf dem alten Flügel herumklumpert, und der Mensch will davon entkörper werden. Ein solcher Unsinn! Ich werde sorgen, daß er seine freie Zeit zu etwas besserem benützt. Ich lasse ihn täglich einige Kapitel aus den Dienstvorschriften abschreiben, dann hat er keine Zeit mehr zu solchen Hirngespinnsten.“

Er wollte das Heft soeben konfiszieren, als der Re-



Er setzte seine Brille auf und las mit Entsetzen die Uberschrift.

gimentskadett in der Stube erschien und dem Hauptmann pflichtschuldigst sein Honneur machte.

Der erzürnte Kapitän suchte ihn mit seinen Blicken zu durchbohren und hielt ihm dabei das verhängnisvolle Destr vor die Augen.

„Kadett von Stod,“ herrschte er ihn an, „haben Sie Ihre Zeit zu nichts Besserem zu verwenden, als solches Geslunker zu versifizieren?“

Alfred kam nicht aus der Fassung. Der Zusammenhang war ihm sofort klar.

„Entschuldigen Herr Hauptmann,“ sagte er, „ich suche mich hier und da zur Erholung aus den Klaffstern zu bilden. Diese Gedichte sind Abschriften von den gedruckten Exemplaren.“

„Was, gedruckt ist der Unsinn auch noch?“ schrie der Hauptmann. „Sie haben die Unverfrorenheit, solchen Blödsinn drucken zu lassen und —“ er sprach jetzt leise, „erlauben sich, damit meine Tochter zu kompromittieren?“

„Aber, Herr Hauptmann —“

„Ruhig!“ donnerte der Hauptmann.

„Was haben Sie darauf zu sagen?“

„Aber, Herr Hauptmann, Sie verwechseln Schiller —“

„Ruhig! Wenn Sie eine solche Schreibewut haben, so schreiben Sie lieber einige Kapitel aus den Dienstvorschriften ab, da machen Sie einen Vers darauf, das steht Ihnen besser an. Wenn ich das gewußt hätte, würde ich Sie beim Regimentskommando nicht zur Erlaubnis für heute abend begnadigt haben. Sie wollen natürlich den Maskenball in der Messource besuchen?“

„Natürlich! Herr Hauptmann mit Familie sind ja auch dort —“

„Das geht Sie nichts an — das kann unter Umständen geändert werden —“

„Der Maskenball?“

„Ihr Hinkommen!“ verfezte der Hauptmann scharf.

„Sie sind noch nicht dort —“

„Es geht ja erst um 8 Uhr an und jetzt ist es 4 Uhr,“ erlaubte sich der Kadett zu bemerken.

Der Hauptmann biß sich auf die Lippen, dann sagte er: „Sie wissen, daß man in Uniform dort nicht erscheinen darf —“

„Ich komme ja als Türke!“ fiel Alfred lachend ein.

„Als Türke?“ rief der Hauptmann. Jetzt fiel es ihm ein, daß seine Tochter sich auch als Türkin verkleide; es war also abgefakert.

Das mußte vereitelt werden; da mußte er ein Hindernis schaffen.

„Wer hat Kompagniejour?“ fragte er den ihn auf den Gang geleitenden Feldwebel.

„Vizekorporal Meindl,“ antwortete der Gefragte.

„Also der jüngste Unteroffizier? Nach ihm trifft die Reihe den ältesten Korporal —“

„Zu Befehl — den Kadetten von Stod.“

„War denn Vizekorporal Meindl nicht erst im Lazarett?“

„Zu Befehl! Er wurde vor fünf Tagen aus demselben entlassen — er hatte eine Halsentzündung.“

„Gut,“ entgegnete der Hauptmann. „Ich will, daß, wenn Sie es für rätlich finden, der Vice für heute noch geschont wird. Ich ließ mir sagen, sein Weiden sei ansteckend. Sie versichern. Ich möchte nicht, daß der Kompagnie dadurch Schaden erwüchse. Es ist auch die Bitterung heute so rauh. Er soll sich unwohl melden! Ich meine es ihm gut. Die Jour übernimmt eben dann, wer an die Tour kommt.“

„Das ist Kadett von Stod. Aber entschuldigen Herr Hauptmann, der hat heute Freinacht.“

„Nur wenn es der Dienst erlaubt!“ fiel der Hauptmann rasch ein. „Der Dienst geht vor.“

„Würden Herr Hauptmann vielleicht genehmigen, daß ein Tausch —“

„Ich dulde keinen Tausch — prinzipiell nicht! Ich möchte mich keiner Parteilichkeit verdächtig machen, weil Korporal Stod Kadett ist. Im Dienst giebt es kein Ansehen der Person. Ich verlasse mich auf Sie, Feldwebel, ich verlasse mich auf Sie.“

„Zu Befehl!“ entgegnete die Kompagniemutter, und der Hauptmann ging siegesbewußt von dannen.

Da lief ihm gerade der Vizekorporal in den Weg.

„Vizekorporal Meindl, wie geht's Ihnen?“ fragte ihn der Hauptmann.

„Ich danke, Herr Hauptmann; es geht schon wieder so ziemlich.“

„Ziemlich? Meiner Ansicht nach geht es Ihnen schlecht. Wie sehen Sie aus! Sie sind noch krank. Haben Sie keinen Reiz mehr im Hals?“

„Eigentlich nicht — nur beim Schluden spüre ich noch —“

„Da haben wir's! Sie können also noch nicht schluden —“

„Das nicht — aber —“

„Ruhig — kein Aber! Ich will nur ganz gesunde Leute im Dienst haben. Fühlen Sie beim Verlesen noch das Geringste, so melden Sie es dem Feldwebel; er wird Ihnen dienstfrei geben. Vierundzwanzig Stunden ruhigen Liegens auf dem Strohsack kurieren wieder. Schonen Sie sich!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Dieser ging. Er wußte, daß der Feldwebel das weitere verfügen und daß Kadett Stod heute nicht auf den Maskenball kommen würde.

Vor dem Eintritt ins Kompagniezimmer kostete denn auch der Feldwebel den Vice ab.

„Wie geht's, Vizekorporal?“ fragte auch er.

„So ziemlich,“ antwortete jener wieder.

„Ziemlich? Was heißt ziemlich? Der König will keine »ziemlichen« Soldaten. Man sieht's Ihnen an, Sie sind noch Rekonvalescent. Glauben Sie, der Herr Hauptmann schlägt ziemlich Vice zu wirklichen Korporalen vor? Ich rate Ihnen gut; Melden Sie sich unwohl; ich kommandiere einen andern für Sie. Vierundzwanzig Stunden Raht, und dann will ich von einem »ziemlich« nichts mehr hören.“

Der Vizekorporal wußte diese plötzliche allseitige Dürsorge gar nicht zu deuten.

„Ich möchte aber nicht,“ entgegnete er schüchtern, „daß wegen mir ein anderer Kamerad —“

„Ach was! das mache ich schon in Ordnung. Also melden Sie sich!“

„Zu Befehl, Herr Feldwebel! Ich melde gehoramt, daß ich noch nicht ganz so bin, wie —“

„Sie sein sollen!“ ergänzte der Feldwebel energisch.

„Es ist gut.“ Dann trat er ins Kompagniezimmer mit den Worten: „Der Kadett von Stod!“

„Zu Befehl, Herr Feldwebel!“

„Sie haben die Jour von Vizekorporal Meindl zu übernehmen. Er ist krank geworden.“

„Wa-a-s?“ rief der Kadett. „Aber ich habe ja Freinacht.“

„Der Dienst geht vor. Sie haben die Jour,“ wurde er kurz beschieden.

„Aber —“

„Ich bitte, kein Aber! Sie wissen —“

„Ich bitte, mich vertauschen zu dürfen.“

„Niemals!“ entgegnete der Feldwebel.

"Machen Sie heute eine Ausnahme, Herr Feldwebel!"
bot der Kadett.

"Ich habe gesagt: niemals. Gehorchen Sie sofort!"
Bleich vor Wut melbete Kadett von Stod mit zitternder Stimme, daß er die Jour vom Vice übernommen. Er durchsah die Intrigue; es war des Hauptmanns Werk. Er warf sein schneeweißes Hemd, das er sich schon für den Ball zurecht gerichtet, in seinen Koffer und ärgerte sich.

Aber auch der Hauptmann ärgerte sich, als er nach Hause kam. Fortwährend mußte er an die Gedächtnissen, die der Kadett nach seiner Meinung auf seine Tochter gemacht.

"Was er mir mit dem »Philadelphia« wollte, fragte er sich immer wieder, und »sterbend will er versinken?« Am Ende gar auf dem Ocean? Sie werden doch nicht durchbrennen wollen nach Amerika!"

Einmal diesen Gedanken erfassend, konnte er ihn nicht mehr los werden. Beschleunigten Schrittes steuerte er seiner Wohnung zu.

Die Damen waren in Lauras Zimmer mit der Toilette zum Maskenball beschäftigt. Laura ließ sich soeben von der Mutter den Turban festmachen. Er kleidete sie vortrefflich. Sonst war sie noch im Schlafrode.

Die Mutter dagegen war bereits im Galaanzuge. Nur das Spizengäubchen mit den blauen Bändern lag noch auf dem Tische.

Laura sah mit dem Gesichte gegen ihr Bett gewendet, über welchem das Bild des heiligen Joseph hing, angehen mit einem lila Gewande aus Seidenstoff. Jedoch entsprachen die Züge des Bildchens ganz und gar nicht dem Gesichte des heiligen Joseph. Ein kleines Schnurrhärchen zierte die Lippen dieses Heiligen, der dem Regimentskadetten auffallend ähnlich sah.

Die Eltern hatten von dieser Verwandlung keine Ahnung. War Laura allein, so nahm sie das mit einer Nadel befestigte Seidenkleid ab, und der hübsche Kadett zeigte sich in seiner schmucken Uniform. Sie blickte gerne nach ihm. Auch jetzt waren ihre Augen auf das Bild des Heiligen gebannt, als der Vater volternd eintrat.

"Eine Schande ist es, daß du ihm nur im mindesten Hoffnung gabst," rief er ganz unvermittelt statt des üblichen Grußes.

"Was ist geschehen?" fragte die Mutter.

"Meinst du, ich weiß nicht alles?" schrie der Vater die Tochter an.

"Aber was denn, Papachen?" fragte Laura.

"Ihr habt etwas geplant!" examinierte der Vater streng.

"Wer denn?" fragte die Mutter.

"Wer? Laura und der Alfred von drüben. Er will sie entführen — sie läßt sich entführen — nach Amerika — nach Philadelphia — weiß Gott, wohin!"

Die Mutter lachte jetzt laut auf.

"Ja, lache nur!" fuhr sie der Gatte an. "Nache, wenn man dir dein Kind entführt!"

"Aber was willst du denn, Papachen?" fragte Laura.

"Dir die Haren aus dem Kopf treiben, du Regimentskadettin!" schrie sie der Vater an.

"Alfred —?" fragte Laura schüchtern.

"Ja, Alfred!" donnerte der Vater. "Ich weiß, er liebt dich."

"So?" antwortete Laura schelmisch. "Das weiß ich ja schon längst."

"So, und du hast dich doch mit ihm verabredet?"

"Für heute abend, ja. Die Türkei ist unser Vaterland. Wir gehen beide —"

"In die Türkei?" rief der Hauptmann, die Hände zusammenschlagend. "Was soll ich von dir denken?"

"Als Türken auf den Maskenball," erklärte Laura. "Was ist da unrechtes dabei?"

"Nur auf den Ball?" fragte der Vater, das Gesicht seiner Tochter prüfend, die lächelnd zu ihm hinsah. "Natürlich!" beteuerte diese.

"Nun, so bin ich in einer Beziehung beruhigt. Jetzt aber verlange ich von dir, daß du dir den Alfred ein für allemal aus dem Kopfe schlägst! Es schickt sich nicht für die Tochter eines Offiziers, mit einem Kadetten ein Verhältnis einzugehen — es schickt sich nicht!"

"Aber Alfred wird doch demnächst Offizier —"

"Demnächst? Das kann in zehn Jahren sein."

"Du sagtest aber selbst, daß er Hoffnung habe, mit nächstem Armeebefehl befördert zu werden."

"Sagte ich? Man sagt viel, und es wird anders. Ich will jetzt entschieden, daß du keine so dummen Gedächtnisse mehr von ihm annimmst, wie ich sie heute gelesen."

"An mich?" fragte Laura mit freudiger Neugierde.

"Ja — auf dein Klaviergettimper — wo vom Versinken auf der Reise nach Philadelphia die Rede ist. Donnerwetter, das muß ein Ende nehmen! Schwöre mir auf der Stelle, daß du keinen Brief mehr von ihm annimmst. Schwöre es mir bei diesem Bilde des heiligen Joseph, meines Namenspatrones, der über deinem Bette hängt und dem du alle Augenblicke einen neuen Paletot machst, den du also verehrt als deinen Lieblingsheiligen, schwöre mir bei ihm, oder du sollst mich kennen lernen!"

"Nun ja," sagte Laura mit einem gewissen Trost, du willst einen Schwur, Vater, also sollst du ihn haben. Ich schwöre dir, so wahr das Bild dort der heilige Joseph ist, daß ich von Alfred nichts mehr annehme, was es auch sei."

Der Vater blickte jetzt nach dem angerufenen Heiligen.

"Werkwürdig!" rief er erzürnt, "überall seh ich nur das Gesicht des verdammten Kadetten. Sogar der heilige Joseph scheint mir seine Züge zu tragen." Er rieb sich die Augen.

Aber schon war Laura neben ihm und drehte ihn sanft nach der andern Seite.

"Schau nur die Mutter an," sagte sie. "Nicht wahr, die Toilette steht ihr gut?"

Sie ging eingehend auf die Einzelheiten ein, und der Vater mußte über das und jenes seine Meinung äußern. So vergaß er allmählich auf das Bild und schien bald wieder einigermaßen befriedigt zu sein. Er gab noch einige Verhaltensbefehle und begab sich dann auf sein Zimmer, um selbst die Uniform mit einem Civilanzug für den Ball zu vertauschen.

Laura aber vertraute der Mutter, welche sich darüber wunderte, mit welcher Leichtigkeit sie den Schwur leistete, das Geheimnis des Bildes.

"Das Sprechen," meinte Laura, "hat mir Papa ja nicht verboten, und so könnte ich wohl die Annahme seiner schriftlichen poetischen Ergüsse entbehren, von denen ich bis jetzt gar keine Ahnung hatte. Nun, er kommt ja auf den Ball. Einen Tanz mit ihm kann Papa nicht verbieten, und du wirst es gewiß auch nicht, süße Mama, nicht wahr?"

Die Gefragte küßte die Tochter auf die Stirne und schwieg. Sie wollte den Frühlingzauber dieser Liebe nicht zerstören, denn sie achtete Alfred, und es war längst ein stiller Wunsch der beiden Mütter, ihre Kinder einst vereint zu sehen.

Zur festgesetzten Zeit fuhr der Wagen vor und brachte

den Hauptmann mit Familie nach der Ressource. Ersterer war ganz beglückt von dem Gehorsam seiner Tochter und über die Leichtigkeit, mit der sie den Schwur geleistet.

„Daran ist nur mein heiliger Namenspatron schuld,“ sagte er sich. „Der hat den Sinn des Mädchens so schnell gelenkt und ich bin ihm dafür ganz besondern Dank schuldig. Ich mache ihm morgen ein goldenes Gewand, ich muß mich gut mit ihm halten.“

Aber auch Laura war vergnügt, denn sie hoffte sicher, den Geliebten auf dem Ball zu treffen, und sie war sich dessen bewußt, daß sie heute schön, sehr schön sei.

II.

Der Regimentskadett saß schmollend an seinem Tische. Außer ihm, dem Vice und der Zimmertour war niemand im Kompagniezimmer. Der Vice aber lag im Bette, die wollene Decke bis an die Nase hinaufgezogen, und sah mit scheuen, furchtsamen Blicken nach dem Kadetten. Körperlich fühlte er sich nicht nur ganz wohl, sondern im höchsten Grade hungrig und durstig. Die Hungertour der letzten Wochen im Spital hatte seinen Magen leer gemacht, und heute hatte er außer der Menage noch nichts im Leibe. Er wollte sich's heute gütlich thun, sich mit Käse, Bier und Kommissbrot, von welch letzterem er heute erst einen neuen Laib gefaßt, erquiden, als er zu neuem Kranksein befohlen wurde! Und daß er auch den Regimentskadetten, der ihn bis jetzt so menschlich behandelte, von dieser Stunde an zum Feinde hatte, das war für ihn selbstverständlich. Und jetzt erschral er mächtig, als der Kadett plötzlich von seinem Stuhle aufsprang und dann erregt die Stube auf- und abschrift. So oft er an dem Bette des Vice vorüberkam, stellte sich dieser schlafend.

Der Kadett blieb jetzt vor dem Bette stehen und blickte lange nach der, wenn auch unschuldigen, Ursache seines Verhängnisses.

Und diese Ursache konnte schlafen, während er vor Ärger geradezu sieberte!

Der Vice fühlte die wütenden Blicke seines Vorgesetzten, und er glaubte vor Angst vergehen zu müssen, ein Haar der wollenen Decke war ihm in die Nase gekommen, das sich bei jedem Atemzuge weiter und weiter in seine Nasenöhre hinaufschob und ihn kitzelte, und immer mehr kitzelte, so daß er endlich geradezu seinen Mund angelweit aufsperrte und ein „Ufsh!“ herausschreien mußte, als sollte es ein Signal für das ganze Regiment sein.

„Alle Teufel! Zur Genesung!“ rief der Regimentskadett. „Sie niesen ja ganz unreglementmäßig. Was ist Ihnen denn?“

„O je, o je!“ erwiderte der Vice und suchte sich das Haar aus der Nase zu ziehen — „Ufsh! Ufsh!“ Und jetzt blickte er gefaßt, als wollte er den Todesstreich empfangen, nach dem vor ihm Stehenden.

„Wünschen Sie etwas?“ fragte der Kadett. „Haben Sie nach etwas Verlangen?“

„Zu Befehl, Herr Regimentskadett!“ mischte sich jetzt der Zimmertourhabende Gemeine in das Gespräch. „Der Herr Vicecorporal hat mir Geld zu einer Maß Bier und einem Stück Limburger gegeben, aber da er gachs einen Anfall bekam — so —“

„So hast du die Lieferung sistiert,“ vollendete Alfred. „He, Vice, wie meinen Sie, soll das Abendbrot für Sie nach Ihrem Wunsche besorgt werden?“

„Ja, wenn ich mir trauen!“ meinte der Vice. „Ach Gott, was verspür' ich für einen Heißhunger — und den Durst — ich glaub', ich trinset den ganzen Starnbergersee aus.“

„Wenn er voll Bier,“ versetzte der Kadett. „Daß müßte ein sehr interessantes Bild abgeben, wenn der Vicecorporal Meindl sich daran machte, den Würstchen auszutrinken. Lassen wir lieber die Kirche beim Dorf — bleiben Sie für heute bei der Maß und speisen Sie immerhin ihren duftigen Limburger. Und damit Sie sich's bequemer machen können, stehen Sie auf. Lassen Sie uns bis zum Rapsentreich ein Spiel machen! Wir wollen törteln, daß uns die Zeit vergeht.“

Diese freundlichen Worte erfüllten den Vice mit großer Freude. Er hatte nichts eiligeres zu thun, als sich in seinen Waffenrock zu werfen und sich ganz dem Regimentskadetten zur Verfügung zu stellen.

Die Zimmertour holte das Labial des Vice, den durchweichten Limburger und die Maß Bier, der Brotlaib wurde dazu gelegt, und Meindl kaute jetzt mit einem Eifer, der eines besseren Soupers würdig gewesen wäre. Nach dessen Beendigung gab ihm der Kadett eine Gargarre, und nun ward gespielt und getrunken. Der ersten Maß folgte natürlich die zweite, und der Vice wurde immer sideler, so daß er zu singen begann und die prächtigsten Schnabadäpferln zum besten gab, wobei ihn der Kadett mit der Gitarre begleitete.

In dieses Stadium wollte Alfred von Stod den zum Kranksein kommandierten Vice bringen, um dem Feldwebel den unwiderleglichsten Beweis von der vollkommenen Gesundheit des Armes zu geben. Er wußte, daß der Feldwebel, ein großer Musikfreund, sofort zur Stelle sein würde, wenn er im Nachbarzimmer die Gitarre zapfen höre.

Und richtig, da stand er schon mit dem roten Fleg auf dem Kopfe, in der Zoppe, eine lange mit Quasten verzierte Pfeife im Munde, unter der Thüre. Als er aber des singenden Vice ansichtig wurde, der dazu raudete wie ein Dampfschlot, da rief er entsetzt: „Vicecorporal Meindl, sind Sie des Teufels?“

Der Vice sprang auf und stellte sich in Achtung. Aber Alfred that, als hätte er nichts gehört, spielte einen Accord und begann dann das Lied vom „toten Soldaten“ zu singen, welches er in der That ganz meisterhaft vorzutragen verstand.

Dieses Lied war das Lieblingslied des Feldwebels, der Kadett wußte, daß es ihn jedesmal zu Thränen rührte und daß dann alles von dem sonst Gestrengen zu erreichen war.

Derselbe milderte auch sofort seine strenge Miene, und beim Licht der Unschlittkerze strahlte sein Antlitz bald wie mildes Sonnenlicht. Bei jeder Strophe rückte er weiter vor, und da der Vice immer noch mit Achtung da stand, winkte er ihm mit der Hand zu, bequem zu stehen. Er aber gab sich ganz dem Gesange Alfreds hin, der heute eine Wärme hneinzulegen wußte, die dem Feldwebel durch Mark und Bein ging und verursachte, daß aus seinen Augen dicke Thränen in den großen Schnurrbart rollten.

Der Text des Liedes ist folgender:

Auf fremder ferner Aue,
Da liegt ein toter Soldat,
Ein ungezählter Vergeßener,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzchen an ihm vorbei,
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch wert eines Kreuzzeins sei.

Es ist um manchen Gefallnen
Viel frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten,
Da giebt's nicht Thränen, noch Wort.

Und ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt im Abendrot
Ein Vater voll hanger Ahnung,
Und spricht: „Gewiß ist er tot!“

Da sitzt die weinende Mutter,
Die senfzet laut: „Gott helf’!
Er hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb stehn um elf.“

Dort starrt ein blaßes Mädchen
Hinaus in das Dämmerlicht:
„Und ist er dahin gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!“

Drei Augenpaare schicken,
So heiß das Herz es kann,
Für den geliebten Toten
Die Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
Im schimmernden Wölkchen auf,
Und führt es zur fernen Aue
Hinüber in raschem Lauf.

Gießt dann aus der Wolke die Thränen
Aufs Haupt des Toten als Tau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf fremder ferner Au.

„Bravo! Bravo!“ rief jetzt der Feldwebel, als der Kadett zu Ende. „Wundervoll! Magnif! Excellent!“ Alfred that überrascht. „Wie, Herr Feldwebel?“

„Ja, ja, Sie haben mir eine sehr große Freude gemacht mit meinem Veiblieb.“

„Hab’ ich das?“ fragte der Regimentskadett. „Auf Ehre — ja, eine große. Ich wollte, ich könnte mich revanchieren!“

„Das können Sie!“ versicherte der Kadett rasch. „Sehen Sie, der Vice ist wieder ganz wohl auf. Gestatten Sie, daß er seinen Dienst wieder übernimmt; es ist ja so bald zum Zapfenstreich. Lassen Sie mich meine Freimacht ausnützen, die mir vom Regiments-lasamando zugesagt!“

„Über der Hauptmann! Und der Vice—“

„D, ich bin kreuz- und kerngesund!“ rief dieser. „Herr Feldwebel, ich melde gehorsamst, daß mir rein gar nichts mehr fehlt.“

„Ja, aber wie kam das so schnell?“ fragte der Feldwebel.

„Das hat der Limburger und die zweite Maß Bier gemacht, Herr Feldwebel, und das schöne Lied vom Herrn Kadetten und —“

„Da hören Sie’s ja selbst!“ warf der Kadett ein. „Der Herr Hauptmann hat doch nur den kranken Vice am Kopf gehabt. Er wird ihn doch nicht krank be-sohlen haben?“

„Das schon — vielmehr das nicht — der Herr Hauptmann haben nur gemeint, wenn ich es für rätlich finde —“

„Und Sie haben es für rätlich gefunden, aber doch nur so lange, bis Sie sich überzeugten, daß dieser Vice von Gottesgnaden Kommissbrot und Bier vertilgt für eine ganze Kompagnie — da kam doch vom Krank-sein nicht mehr die Rede sein. Er will es ja selbst nicht sein, nicht wahr?“

„D, ich war niemals gesünder!“ pflichtete der Ge-fragte bei.

„Ja, ich weiß nicht recht, was ich thun soll? Um, um!“ machte der Feldwebel.

Der Kadett wußte, daß es jetzt nur noch eines Liedes

bedürfte, um den Feldwebel ganz nach seinem Sinne zu lenken. Seine Finger strichen durch die Saiten und er begann:

Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht.
In seinem Arme ruht das Schwert, das scharfe,
Er grüßt mit hellem Lied die stille Nacht
Und spielt dazu mit blut’ger Hand die Harfe:
Die Dame, die ich liebe, nenn’ ich nicht,
Doch hab’ ich ihre Farben mir erkoren,
Ich streite gern für Freiheit und für Licht,
Getreu der Fahne, zu der ich geschworen.

Jetzt war des wackern Feldwebels Herz zu Butter geschmolzen und er konnte nicht umhin, zu Alfred zu sagen: „Die Dame, die Sie lieben, heißt Laura! Ich befehle Ihnen jetzt, sie auf dem Ball sofort aufzusuchen und mich ihr respektvollst zu empfehlen. Wenn mich ihr Vater schimpft, so mag sie mir ein gutes Wort reden. Vicekorporal Weindl, Sie übernehmen die Sour! Herr Kadett, viel Vergnügen!“ — Er ging.

Der Kadett versorgte freudig die Guitarre an einem Nagel neben dem Fenster. Dann befahl er der Zimmer-tour, die Reste des Limburgers zum Fenster hinauszurufen. Das Fenster war aber in diesem Falle der Magen des Soldaten. Bald dufteten Veilchen und Patchouli im Kompagniezimmer, das sich nach und nach mit den heimkehrenden Soldaten füllte, die alle ob des ungewohnten Duftes die Nasenflügel riechend in die Höhe zogen.

Alle waren dem Regimentskadetten sofort zu Diensten. Der eine half ihm die Glanzstiefeletten anziehen, der andere hielt ihm das Handtuch zum Abtrocknen entgegen, ein dritter leuchtete mit dem spärlichen Kerzenlicht an dem kleinen Wandspiegel, während Alfred mit Kamm und Bürste hantierte, ein vierter holte die Droschke, mit welcher der Kadett in seine elterliche Wohnung fuhr, um sich in sein Türkentostium zu werfen, ein fünfter reichte ihm das Haubajonett hin und der sechste den Mantel. Allgemeine Bewegung herrschte im Zimmer. Und als der Regimentskadett, dasselbe verlassend, sieges-stolz wie ein Pascha die Reihe seiner Getreuen durchschritt, da riefen sie ihm alle zu: „Viel Vergnügen, Herr Regimentskadett! Viel Vergnügen, Herr Baron!“

III.

Die Droschke brachte Alfred von Stod alsbald in das Haus seiner Eltern. Doch war er nicht wenig überrascht, den Türkenanzug nicht mehr in seinem Zimmer vorzufinden.

„Zum Kukud!“ herrschte er das Dienstmädchen an, „wo ist denn mein Maskenanzug?“

„Den Anzug hat der Herr Major angezogen, weil Herr Kadett sagen ließen, Sie hätten Dienst und könnten nicht auf den Ball gehen.“ berichtete das Mädchen.

„Was, mein Vater?“ staunte Alfred. „Wohin ist er denn gegangen?“

„Auf den Ball in die Ressource. Der gnädige Herr sieht als Türke ganz himmlisch aus. Ich hab’ gelacht — ha, ha, ha, — so ein flotter Türke, Sie hätten ihn nur sehen sollen, Herr Kadett!“ Und sie lachte wieder laut hinaus.

„Aber wo nehme ich jetzt einen Türkenanzug her?“ sagte jetzt Alfred ärgerlich.

„Ja, gehn denn der Herr Kadett auch auf den Ball?“ fragte das Mädchen verwundert.

„Wie kommt nur mein Vater auf einen solchen Ein-fall!“ sprach Alfred, mehr zu sich als zu dem Mädchen.

„Wie mir schien, hat der Herr Major eine freudige Nachricht mit nach Hause gebracht. Und dann hat es ja geheißen, Sie hätten Dienst.“ erklärte dasselbe wieder.

„Und mein Papa?“ fragte Laura neugierig. „Wissen Sie —“
 „Von gar nichts weiß ich sonst,“ unterbrach sie der Major. „Aber um wieder von Alfred zu sprechen — wenn es Ihnen lieb ist —“
 „Nichts lieber, als das!“ rief Laura unwillkürlich. Der Major lächelte.
 „Und wenn er Sie nun zur Frau Lieutenant machen möchte —?“
 „Ich erwarte das gar nicht anders von ihm,“ entgegnete Laura offenherzig.
 „Sie sind also schon einig miteinander?“ lachte der Major.

Laura nickte nur errötend mit dem Köpchen. Aber ihre Augen strahlten von Glück.
 Die Masurka war zu Ende. Der Major führte seine Tänzerin an ihren Platz. War sie vor dem Tanz nachdenkend, fast traurig gewesen, so strahlte jetzt ihr Gesicht vor Vergnügen.

„Sonderbar,“ sagte der Vorstand zu Hauptmann Dirschl, „der Schwereidöter weiß noch in seinen alten Tagen die jungen Mädchen zu verbereren. Schau nur, wie umgewandelt dein Töchterchen plötzlich ist. Ich glaube, wenn ich die ganze Nacht mit deiner Laura tanzte, ich könnte sie zu feiner solchen Fidelität bringen.“
 „Das glaub' ich auch!“ erwiderte der Hauptmann schmunzelnd. „Die ganze Nacht mit dir tanzen, das hieße ein übersattes Vergnügen.“
 „Jetzt tanz' ich extra mit dir!“ entgegnete der Genannte. „Ich weiß auch, was Solanterie heißt, wenn ich auch nicht bei der Kavallerie bin.“

„Du trägst ja doch Sporen,“ lachte der Hauptmann. „Leider nur zu Fuß.“
 „Sei doch froh, daß du sie nicht im Kopfe hast, denn — da würden sie ja nicht klirren.“

Der Major verstand den Hieb. „Aus dir spricht der Neid!“ sagte er. „Aber jetzt sollst du Wimmerl sehen!“

Er bemühte sich, seine steifen waschledernen Handschuhe anzuziehen, denn die Musik hatte das Zeichen zum Walzer gegeben. Er wollte Laura eben engagieren, als ein Domino herantam und dem Mädchen einige Worte ins Ohr flüsterete.

Laura war sichtlich aber freudig erschrocken. „Papa, du erlaubst?“ fragte sie den Vater, und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte sie davon und mischte sich mit dem Domino in die Reihe der Tanzenden.

Der alte Major nahm die halbangezogenen Handschuhe wieder ab und warf sich verdrießlich auf seinen Stuhl. „Wer ist der Domino?“ fragten die Mütter und die Väter wie aus einem Munde.

„Laura muß ihn kennen,“ meinte die Majorin. „Ihres Gatten bemächtigte sich eine Art Eifersucht. Nach den vorhin gemachten Erklärungen des Mädchens wußte er sich diese sichtliche Freude bei Ankunft dieses Dominos nicht recht zu deuten.“

„Dem Domino muß ich auf die Spur kommen,“ sagte er sich. Er stand auf und ging, die Reihen der zum Tanze Schreitenden zu beobachten.

Als bald hatte er die schöne Türkin mit ihrem Domino gefunden. Beide waren im lebhaftesten Gespräch begriffen. Sie standen vor einer Säule, hinter welcher sich nun Major von Stod postierte. Er gab sich alle Mühe, etwas zu erlauschen, doch es wollte ihm nicht gelingen. Endlich aber hörte er doch, wie Laura sagte: „Dein Papa hat's gesagt.“

Sofort war ihm alles klar. Er trat rasch vor und fragte: „Was hat der Papa gesagt?“

„Ich bin Offizier geworden, ist das wahr?“ fragte Alfred dagegen.

„Gottlob, daß es so ist!“ antwortete der alte Herr.

„Aber schweig — ich bitte dich. Erst morgen wird es expediert. Nimm für heute noch als Kadett bei uns Platz.“

„Ich möchte den guten Feldwebel nicht in Verlegenheit bringen,“ sagte Alfred.

„Er hat mich auf seine Verantwortung hin fortgelassen. Setze ich mich an euren Tisch, so wird man fragen, wer ich bin, und — man wird mich auch erkennen.“

Der Major dachte einen Augenblick nach.

„Da ist zu helfen,“ sagte er dann. „Wir wechseln die Kostüme. Dann setzt du dich als Türke an den Tisch und stellst mich als einen Bekannten vor, der unerkannt bleiben will. Natürlich tragen wir von jetzt an beide die Maske.“

„Aber das wird auffallen, wenn du dich plötzlich verummumst,“ meinte der Sohn.

„Ich ersinne schon eine passende Ausrede,“ lachte der Major. „Man sagt, man habe ein Wimmerl auf der Nase bekommen, oder sonst etwas Poetisches.“

Alle drei lachten vor Vergnügen. Der Tanz war zu Ende. Der Domino führte seine Tänzerin an ihren Platz und entfernte sich rasch.

Gleich darauf trat Major von Stod an den Tisch. Die Maske vor das Gesicht nehmend, gab er lachend vor, er wolle jetzt auf Abenteuer ausgehen und ein wenig intrigieren. Dann entfernte auch er sich.

Kaum waren die beiden fort, als Vater und Mutter mit Fragen auf Laura einstürzten, wer der Domino gewesen. Die Tochter aber versicherte mit dem glücklichsten Lächeln, daß sie nur wisse, daß es ein Offizier sei.

„Ein Offizier,“ sagte der Hauptmann, erleichtert aufatmend.



Laura war sichtlich aber freudig erschrocken.



Alfred, letzterer schon in der Uniform eines Leutenants, die sein Vater vorfänglich herrichten ließ.

Die beiden Väter küßten sich. Der junge Offizier meldete sich vorschriftsmäßig als

Dem neugeborenen Major standen die Thränen in den Augen.

„Wenn ich das gewußt hätte,“ sagte er zu Alfred, würde ich Sie gestern auf den Ball —

„Es ist gut, wenn man nicht alles weiß,“ lachte Major von Stock, „sonst hätten Sie auch gewußt, daß der so

schön tanzende Türke nicht ich, sondern Alfred gewesen.“

„Wasos?“ rief der Überlistete.

„Der Vice ist wieder gesund, Herr Major,“ meldete er Feldwebel.

„Die Kompanie geht Sie nichts mehr an, Sie sind der Major beim Monturdepot,“ sagte Herr von Stock, ein Feldwebel beiseite schiebend. „Aber eine andere Pflicht haben Sie. Die jungen Leute hier lieben sich, lieben sich für, und es ist unsere Pflicht, sie glücklich zu machen. Ich bitte Sie in aller Form für meinen Alfred um die Hand Ihrer Tochter.“

„Und wenn ich Nein sage?“ fragte der Vater scherzend.

„Dann brenn' ich mit Alfred durch, nach Philadelphia!“ rief Laura lachend.

„So weit lassen wir's nicht kommen. Da — nehm' euch!“ sprach Dirichl, unter Thränen lachend.

Und zu seiner Frau sich wendend, fuhr er fort: „Laf den besten Wein aus dem Keller holen! Und Sie, Feldwebel, trinken auch ein Glas auf das Wohl des Brautpaares!“

„Zu Befehl, Herr Major!“ sagte dieser, die Hand an die Mütze legend. Er war froh, daß die Sache so gut abgelaufen.

Doppelter Jubel war nun im Hause, die Gläser wurden mit Steinwein gefüllt und gaben guten Klang.

Das Bild des Regimentskadetten hing von jetzt an ohne verhüllenden Mantel über Lauras Bett, und sie citierte auch als Frau oft das bekannte Lied:

Is nichts so schön, ist nichts so nett,
Als ein Regimentskadett,
Und sein Silhouett, Silhouett
Hängt über mein Bettstatt! weg!

Auß dem dunkeln Weltteil.

Unser Abnung hat uns nicht betrogen — es ist eben zur Gewißheit geworden, daß Dr. Müller selber aufgefunden. Wir erhalten von Krabbenbyste folgende Mitteilung:

Hier angelangte Briefe von Herrn Kapitän Willem van der Meer vom Schiffe Miesken Pipentopp aus Banana erhalten die höchst tröstliche Nachricht, daß von Herrn Müller

gefunden worden.

Manach sich eher wohl

gewiß ist am

oben be

ndet. Von

Joppu

app am

antura

ein Brief

er eigent

h mir ein

Bündel

Milchblät

t, eingel

ist in ein

tes Fa

ispapier

in ein

stellung der Nationalität Müllers. Nun zu den höchst interessanten Skizzen und Aufzeichnungen.

Ritolamtamba, 2. Februar. Je tiefer ich in das Innere des dunkeln Weltteils eindringe, desto inter-

essanter werden meine Studien über das Seelenleben der Tiere und desto höher steigt meine Hochachtung vor denselben.

Wie stark, wie ungerecht ist oft unser aus reinster Unkenntnis entsprungenes Urteil. Wir kennen die Tiere nicht, kaum die unsrigen, wieviel weniger die afrika-

nischen.

Diese letz-

tern haben wir — und das sehr sel-

ten — nur in zoologi-

schen Gärten oder Menage-

rien gese-

hen, wo die-

selbendurch den fort-

währenden Umgang mit Men-

schlichen civili-

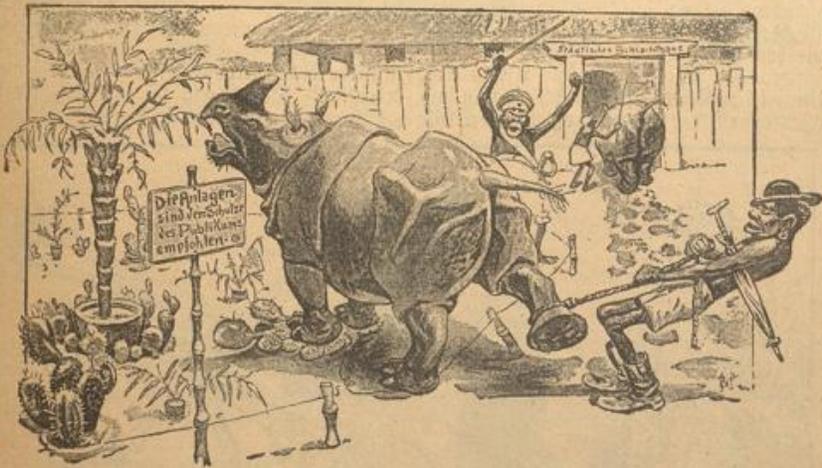
siert, d. h. verdünnt sind.

Wie oft hören wir nicht, wenn man einen recht dunnnen Kerl bezeichnen will, denselben ein Rhinoceros nennen. Nichts ist falscher. Kennt erst das Rhinoceros in seiner Heimat kennen! Seht hier das Bild. — Es zeigt euch deutlich: Es frist lieber fremdes Eigentum, als daß es selber aufgefressen wird. Ist das ein Zeichen von Dummheit? Wieviele kluge und geachtete Leute in Ant und Würde bildigen bei uns denselben Grund-

sätze, und kein Mensch heißt dieselben Rhinoceros. Da gäbe es bei uns mehr Rhinocerosse als in Afrika.

Zadustrielle, agrarische, künstlerische, litterarische, wissenschaftliche und weiß Gott noch, was für Rhinocerosse.

Und dann — als ich an einem herrlichen afrikani-



it, von einem Händler in Banana übergeben worden,

das einige weitere Tagebuchblätter unseres hochbe-

nutzten Landmannes enthält. Also ist — dem

ern sei Dank — nur das Notizbuch, nicht der For-

der selbst dem „Vater der Gewässer“ als Vente an-

gefallen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir die

schliche Behauptung französischer Blätter widerlegen,

Müller sei ein Franzose, ja — Müller sei gar kein

wischer Name, sondern stamme von „Mille“ — tausend

ab. Da hört doch alles auf! Wir lassen uns

stern Müller nicht entreißen. Müller ist geboren in